

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 264.

Donnerstag, 11. November

1926.

### Auf dem Eulenhof.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Die Mutter sagte zu allem Ja und Amen. Schon seit langem. Sie hatte sich ja nicht vorgestellt, daß ihre Pläne den Sohn in einen so tiefen Zwiespalt brächten, daß er dem Vater darum fremd würde und daß sich davon eine finstere Schwere über sie alle lagere wie die eines verfehlten Lebens. Seit sie das aber erkannt hatte, war eine stille Ohnmacht über sie gekommen: da mußte sie alles gehen lassen, wie es ging, widerstandslos. Sie war klug genug zu wissen, daß es keinen Ausweg mehr gab. Wie es auch werden würde, einer müsse leiden, Vater oder Sohn. Und nun war der äußere Anlaß ihrer Unentschiedenheit ja zu Hilfe gekommen. Nicht zum Segen, das fühlte sie; vielleicht aber zum Frieden.

Und Frieden, Ruhe war's auch, was sie für sich selber ersehnte. Sie kränkelte schon seit zwei Jahren ernstlich; ihr Herz war von jeher schwach gewesen, und nachts kam jetzt oft eine so böse Atemnot über sie, daß sie nur noch stundenweise schlief, obwohl ihr gebrechlicher Körper des erquickenden Schlummers doch so nötig bedurft hätte.

Aber nun hatte ja die Maitresse wieder ihren lichten Glanz über die Erde gegossen, und ganz zag blühten da in dem leidvollen Herzen der kleinen kranken Frau noch einmal Hoffnungsblümchen auf; denn erst jetzt, wo um den Hof ringsum der Bäume Blütenschnee duftete, war endlich in Adolfs Seele auch das Bewußtsein wach geworden, daß er nun vom Schulzwang erlöst sei und die schöne Freiheit kosten könne.

Oft schleuderte er jetzt nach Feierabend nach dem Weidenpfad hinauf, lauschte oben, am Feldsaum sitzend, dem melodischen Sang der Nachtigall im Buschwerk des Berghangs oder lachte sich an der weichen, wohligen Stimmung der Dämmerung, die ihn für manches Ange-mach des Tages entschädigte. Dann und wann flog er auch noch einmal auf sein Studierstübchen hinauf, lächelte still in sich hinein, wenn ihn süß-wehmütige Erinnerungen an seine kindlichen Torheiten beschlichen,kehrte zu seinen Büchern zurück, zu seinen Träumen, und lebte so heimlich ein Leben, von dem niemand etwas wußte, das aber doch einen leisen Glücksschimmer auf sein Antlitz legte, den nur die Mutter sah.

So ging der Blütenmai und gingen die blauen Juni-tage, die Felder ruhten im Segen, und abends klang im Hofraum schon das Sensendengeln.

Man rüstete sich zu einer frühen Heuernte. Hochsommerglut sengte in Stunden die gemähten Halme, und selbst Elischen war, im ärmellosen Nieder und weißen Rattunkopftuch, geschäftig mit dabei, das Heu zu wenden und in Haufen aufzuschichten. Am Nachmittag war Adolf heimgeschickt worden, um den Leiterwagen zu holen. Der Fahrweg wand sich in einer großen Schleife weit um den Bergvorsprung und führte oben auf der Ebene, eh' er ins Feld einmündete, durch die alten Eichen- und Buchenbestände des Altforstes.

Mehr als eine Stunde brauchte man, um hinaufzu-kommen. Aber die Sommerschwüle legte sich lächelnd auf das träge Ochsenpaar, und weil Adolf achlos da-neben herschlenderte, so troch der Wagen knarrend nur langsam den Berg hinauf, und ehe noch der Wald im Sicht kam, stand er still, während die beiden Tiere, un-

willig nach den Müden schlagend, blöd vor sich hingloz-ten. Adolf gönnte sich und ihnen die Rast, schraubte die Bremsklöße an die Räder, setzte sich auf den Grabe-stand und schloß, von Müdigkeit überwunden, die Augen.

Von einem krachenden Donner Schlag erschreckt, wachte er auf, blickte verstört um sich, und während er eilig das Ochsenpaar antrieb, klatschten aus dem dunklen Blei-grau der Wolken die ersten dicken Tropfen in den Straßenstaub.

Da klang lautes Rufen vom Waldbrand zu ihm herab; es war Jakob, den man geschickt hatte, nach dem Säumigen Ausschau zu halten. Im Trab ging's nun durch den Wald, und schon aus der Ferne sah Adolf, wie der Vater aufgeregte mit den anderen sprach, während die Mutter ihn zu beruhigen suchte.

Glücklicherweise verzogen sich die Regenwolken wie-der, so daß man das Heu fast trocken auf den Wagen laden konnte. Dennoch arbeitete man mit einer kopf-losen Hast. Die Magd und Adolf waren nicht imstande, die ihnen aufgereichten Bündel so schnell zu verstauen, und schließlich mußte auch noch Jakob auf den Wagen steigen, um zu helfen. Der Vater sprach kein Wort; aber die senkrechten Falten über seiner Nase und das Zucken seiner Kiefernmuskeln verrieten, daß er von Zorn erfüllt war. Er stieß die Heubündel immer in die Höhe, als wollte er mit den Zinken der Gabel einen Feind vernichten. Seinen Sohn würdigte er keines Blickes. Stumm regten sich die emigen Schaffer, und obwohl das Gewitter fern vergrollte, spürten doch alle noch eine drückende Schwüle über sich.

Plötzlich ein mühsam verhaltener Aufschrei: der Eulenhöfer hatte Jakob mit der Heugabel in die Hand gestoßen. Eine Finte war durch das Fleischpolster des Daumengrundes gedrungen und hatte die Schlagader zerrissen; das Blut schoß in einem hellroten Springquell aus der Wunde hervor.

„Herr . . .!“ fauchte der Eulenhöfer wutvoll, „daß ich dich auch treffen mußte!“

Und nun mühte er sich selber, dem Knecht vom Wagen herunter zu helfen, schnürte ihm die Pulsader mit einem Schürzenbündel ab, und trotzdem Jakob sich dagegen wehrte, machte er sich eiligst mit ihm auf den Weg zum Arzt.

„Meinetwegen kann jetzt alles zuschanden gehn“, fluchte er im Sichabwenden. „Aber so kommt's, wenn man verdorbene Studenten an die Arbeit stellt.“

Keins wagte ein Widerwort; die Mutter sah nur in wehem Mitleid zu Adolf hinauf, dessen Antlitz ganz fahl geworden war. Schweigend schichtete er die Heu-bündel auf, trieb, als der Wagen beladen war, die Ochsen an und troitete dann schwer versonnen daneben her.

Aus dem erregten Sprechen, das nun wie erlösend hinter dem Wagen laut wurde, hörte er immer wieder die beschwichtigenden Worte der Mutter, die ihn fast ebenso schmerzten wie der maßlose Groll des Vaters. Endlich hielt er es nicht mehr aus und rief zurück: „Doch,



„Was hast du denn vor?“ fragte er ihn besorgt.

„Ich bin hier im Weg und mache Plag“, sagte Adolfs entschlossen. „Ich konnt es ja nicht so einrichten, daß ich den Stich bekam; sonst wär's ja gut.“

„Adolf! du wirst doch nicht glauben, daß ich böse auf dich bin.“

„Du nicht, aber ein anderer.“

„Denkst du denn nicht an deine Mutter? Sie hat eben wieder sehr geklagt, und die Kathrin sagt, so schlimm hätt es noch nie mit ihr gestanden. Da kannst du doch nicht fortgehen.“

Adolf hielt versonnen inne und sagte: „Ja, dann nicht. Aber wie ich's hier aushalten soll.“

„Meinst du denn nicht, daß es besser tät, wenn ich fortging vom Hof?“

„Es war ja früher auch nicht besser. Mir bleibt nur noch übrig, daß ich meiner Wege geh.“

Am Morgen hatte sich das Leiden der Eulenhöferin so sehr verschlimmert, daß sie im Bett bleiben mußte. In den nächsten Tagen traten einige Male leichte Herzkrämpfe ein, und erst im September konnte sie wieder das Zimmer verlassen. Dann aber kam plötzlich ein Rückfall, und der Arzt, den man jetzt erst zu der Leiden- den rief, hob in ernststen Bedenken die Schultern.

Die feuchten Oktobernebel, die vom Fluß aufstiegen und die an den stillen Berghängen die Trauben reifen ließen, dampften eines Tages in kalten Schwaden das Tal hinauf, und als die Vespersglocke läutete, da hatten sie die stille, kleine Frau vom Eulenhof ganz sacht in ihre graue Hülle eingeschlagen, und nun schlummerte sie tief in die seltsame Leichtsinnigkeit hinein.

Adolf schritt in dumpfem Ernst durch die Tage. Der Tod der Mutter hatte ihn niedergedrückt wie ein Donnerschlag den knurrenden Hund. All sein Sinnen und Empfinden versank in eiserne Starre. Kein Trost, keine Träne am offenen Grab; nur eine trostlose Stummheit stand in seinem mit einemal so alt gewordenen Antlitz.

Die Arbeit in Hof und Feld war ihm nichts mehr als Fron. Es war ja doch nicht so gekommen, wie er sich's und allen daheim gewünscht hatte. Der Vater hatte recht behalten wollen mit seiner Behauptung, daß die Schule den Bauern in ihm verpfuscht habe, und da konnte Adolf trotz allen Mühens ihm nichts zu Gunst und Willen machen.

„s ist verdreht, was du nur anpackst“, sagte er immer, und wenn er's auch oft nur schalkhaft meinte, bei dem willig Bestreben setzte es eine fressende Bitterkeit ab. Manchmal hätte er sich aufbäumen mögen wie ein wehrlos Mißhandelter, brennender Haß stieg in ihm auf, wenn er sich in Jakobs Gegenwart herunterzieht sah, dessen Achtung und Verehrung er bis dahin so deutlich gespürt hatte.

Und jetzt die Mutter tot, die ihm in jedem Wort, jedem Blick ihr Verstehen und Mitfühlen ausgedrückt hatte, die ihm mit dem eigenen, stillduldenden Leben so ein wirkames Vorbild gegeben hatte, Zweipältiges zu ertragen.

Er sagte es nicht. Sein Denken stand still. Leichter als alle aber hatte sich der Eulenhöfer in den Verlust gefunden. Die Arbeit forderte ihn dazu tagaus, tagein. Da Elischen der Küche noch nicht vorstehen konnte und die Magd stets im Feld und Hof nötig war, so nahm man eine entfernte Verwandte der Mutter, die Jungfer Babett, ins Haus, die schon oft zur

Mutter gewesen war, und zu der Elise bald ein herzliches Verhältnis fand. Sie half dem anfangs untröstlichen Mädchen den Verlust der Mutter ertragen und ließ es an nichts für sie fehlen.

Während die Eulenhöfleute unter dem Druck dumpfer Geisteslähmung dahinlebten, rüstete man sich unten im Flecken auf den Jubel des Wingerfestes. Ein „dreiviertel“ Herbst war, gewesen. Der Sauerwurm hatte nur strichweise die Mark befallen, dagegen die besseren Berglagen vollständig verschont. Auch gegen Brand und Schimmel, die sonst so mörderischen Feinde der Blätter, hatte man nur wenig zu kämpfen gehabt; man schweißte und spritzte sogar die gesunden Stöcke, um vorzubehalten und um nicht aus der Gewohnheit zu kommen: denn der Winger macht sich Arbeit, wenn er keine hat, er will das ganze Jahr nicht aus dem Winger bleiben und möchte ein rechtes Sorgenkind an ihm haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Graue Zeit.

Nacht verdämmert ist das letzte Licht,  
Das die Erde flackernd übersprüht.  
Wie die Schatten ziehn, scheint grau und müde  
Selbst der Himmel Alb und dumpf Gewicht.

Nun verzagt und grämlich, duckt die Welt  
Sich erschauernd, kühl vom Herbst durchfeuchtet,  
Bleib kein Stern, der durch die Wolken leuchtet,  
In des Nebels rundgezirktem Zelt.

Aber findest du von Helle nicht  
Einen Schimmer nur im Dämmerweben,  
Ward dir als Geschenk anheimgegeben  
Doch der eigenen Seele sanftes Licht.

Heinrich Heis.

## Vom Räuber zum General.

(Zu Fra Diavolos 120. Todestag am 12. November 1926.)

Von Karl Sage.

Wenn man das Leben eines Räuberhauptmanns überschaut, so pflegt man mit romantischen Ereignissen und Zwischenfällen in Hülle und Fülle zu rechnen. Daß aber ein Wegelagerer sich aus dem Kreis seiner Gefährten bis zum General und Heerführer emporzuschwingt, den eine Königin in einem auf uns gekommenen Briefe mit „Mein General und Freund!“ anredet, das gehört doch zu den Seltenheiten, und daher wird es nicht unangebracht erscheinen, wenn wir bei den Schicksalen Fra Diavolos, dessen Tod sich dieses Jahr zum 120. Male jährt, ein wenig verweilen und die Taten und Untaten dieser Gestalt an uns vorbeiziehen lassen. Der Mörder Pezza, der mit seiner Familie zu Tri das bescheidenste, anspruchslose Leben eines italienischen Landmanns führte, hätte, als ihm im Jahre 1771 ein Söhnlein in der Wiege lag, wohl kaum jemals daran gedacht, daß sich dieses unschuldige, sich auch später durch ein sanftes Wesen von seinen Altersgenossen unterscheidende Kind einst zu einem Räuberhauptmann entwickeln werde, dessen Blick Hunderte und Tausende erheben, dessen Nachwort Dörfer und Fluren zu Asche werden ließ. Die Liebe, die Teufel zu Engeln, aber auch Engel zu Teufeln werden läßt, sollte auch in das Geschick des jungen Michele Pezza entscheidend eingreifen und ihn aus der bürgerlichen Bahn mit jäher Wucht hinauserschleudern. Als man ihm, dem mit irdischen Glücksgütern nicht Gesegneten, die Verbindung mit der reichen Geliebten verweigerte, brach in seinem Herzen eine Sturmflut los, die alle Dämme der Erziehung und des Fortkommens überging. Beim Hochzeitsmahle erschloß er den Nebenbuhler und floh mit dem Rufe: „Ich will von jetzt ab Fra Diavolo sein!“ in die zerklüfteten, unzugänglichen Berge seiner Heimat, wo sich bald ein Kreis gleichfalls aus der Bahn geworfener junger Männer um ihn sammelte, mit denen er nun ein tolles, ungezügelteres Räuberleben begann. Der Vater der einst Geliebten, der ihm die Hand seiner Tochter verweigert hatte, fiel bald als zweites Opfer von der Hand Fra Diavolos, der, spottend über das gegen ihn ausgesprochene Todesurteil, mit den Seinen in verborgenen Wäldern hauste und der Schrecken der Reichen, oft aber der Wohltäter der Armen war. Ob er letztere im Hinblick auf sein eigenes Geschick schonte und förderte, oder ob seine Handlungen nur Berechnung darstellten, da er hoffte, so länger den Nachforschungen der Carabinieri zu entgehen, wissen wir nicht. Uns wird nur überliefert, daß Fra Diavolo bald der Schrecken des Landes war und sich als



ein Mann erlöste, der nicht hundert darauf los stürzte und brandstahlte, sondern jeden Zug wohl vorbereitete und planmäßig anlegte. So erklärt es sich, daß, als im Jahre 1799 der König von Neapel in Kämpfe mit Frankreich gerieth, man dem Räuberhauptmann Fra Diavolo, der eine Schar von 4000 verwegenen Leuten um sich gesammelt hatte, sein Todesurteil erließ und ihn sogar nach und nach bis zu der Stellung eines Generals aufsteigen ließ. Als die Wiedereroberung Neapels hauptsächlich seiner Umsicht und seiner taktischen und strategischen Begabung zu verdanken war, wurde der Räuber mit Ehren überhäuft. Doch Napoleon setzte sich durch, verlagte die Bourbonen von ihrem Thron und ernannte Joseph Bonaparte zum König beider Sizilien. Das war ein harter Schlag für Fra Diavolo, der sich aber noch nicht verloren gab, sondern, nachdem er sich ins unwegsame Gebirge zurückgezogen hatte, begann, den Aufbruch und die Erhebung des Landes vorzubereiten. Seine Abgesandten durchstreiften das Land; mit dem entbrannten Herrscher stand er in ständiger Verbindung. Des Räubers Stern strahlte am hellsten um bald sich zu erheben, als er, der General, um dessen Freundschaft Könige buhlten, am 24. September 1806 bei Sora geschlagen und, nach vergeblichem Fluchtversuch, gefangen genommen wurde. Der kluge, gewandte Mann, der sich bemüht hatte, in seinen Erlässen und Dekreten mit Geschick die Sprache Napoleons nachzuahmen, der überhaupt in seinem Innern Pläne schmiedete, die denen des großen Korien an Kühnheit kaum nachstünden, wurde nun vor ein Kriegsgericht gestellt, dem, was nicht unerwähnt bleibe, General Sugo, der Vater des Dichters, vorsah. Fra Diavolo ließ seine Beredsamkeit in beständigem Lichte strahlen; er schilderte sich als den armen, vom König und von der Königin von Neapel zu ihren politischen Zwecken mißbrauchten Menschen; er suchte mit allen Mitteln das Mitleid der Richter zu erwecken, die, wie General Sugo in seinen Memoiren berichtet, zum Teil selbst gern den sehr begabten im richtigen Wirkungskreis zu Großen berufenen Mann gerettet hätte. Es half ihm nichts. Man forderte seinen Kopf und begründete das Todesurteil nicht mit den politischen Taten des Räubers sondern mit den Morden, die er auf sein Gewissen geladen hatte. Am 12. November 1806 wurde Fra Diavolo erhängt.

Auber, dem Scribe das Textbuch geliefert hatte, schrieb seine berühmte Oper, durch die das Andenken des Räubers bis in unsere Tage wachgehalten wurde. Wer die Oper kennt und die obigen knappen Ausführungen gelesen hat, wird zugeben müssen, daß der Opernheld mit dem wirklichen Räuber, über den übrigens ein zeitgenössischer Italiener ein umfangreiches Buch schrieb, nur den Namen gemein hat. In Italien ist die Persönlichkeit Fra Diavolos noch heute sehr populär. Allerlei Legenden und Anekdoten schlingen sich um ihn. Doch auch wenn wir seine Gestalt von dem schmiedenden Beiwort befreien, das eine weniger romantische Nachwelt um sie geschlungen hat, werden wir gestehen müssen, daß Fra Diavolo ein Räuber war, der das übliche Format seiner Standesgenossen weit überragte, ein Mann mit seltenen Gaben, den man, hätte unglückliche Liebe ihn nicht irregeleitet, vielleicht den Größen der Geschichte zu rechnen würde.

## Der Bubilöpf.

Von Selga Hennig.

„Soll ich mich bubiköpfen lassen?“ fragte Frau Leontine. Sie war eine Dame in den besten Jahren. Mit den besten Jahren ist es wie mit den besten Freundinnen; sie sind die gefährlichsten. Verheiratet mit einem Privatgelehrten, vereinte Frau Leontine die Würde, die eine solche Stellung erfordert mit der kindlichen Einfalt des Herzens, die manche Frauen sich bis in das höchste Alter zu bewahren verstehen.

„Soll ich mich bubiköpfen lassen?“ fragte Frau Leontine nun schon zum zweiten Male, ohne daß ihr Spiegelbild ihr Antwort gab. Es zeigte nur in beispielloser Aufrichtigkeit die bloß mit einer Hemdhose verhüllte Wahrheit. Unleugbar — man begann zu verdutzen. Das Doppelkinn war bereits zu einem dreifachen ausgeartet. Der einst schlaffe Schwanenhals hatte sich in Nackensped verdichtet. Die schwellenden Linien der Oberarme waren zur Ellipse gerundet, und was sonst noch an Fülle der Reize sich bot, war fast zu reichlich des Guten. Besonderer Beileibtheit erfreuten sich die bogenförmig geschwungenen Beine, deren breitausladende Waden schon an den Fesseln begannen. Kurz, eine mollige Erscheinung, dem Schönheitsideal östlicher Völker näher kommend als den Anforderungen des Tages genügend.

Küchtern betrachtet — wer würde nicht ernüchtern, wenn er sein Spiegelbild erblickt — Frau Leontine entsprach auch nicht einmal andeutungsweise dem modernen Typ. Sie fühlte das. Es quälte sie. Schon oft hatte sie das Empfinden gehabt, als passe sie nicht in diese Zeit, wenigstens

mit ihrer äußeren Erscheinung nicht. Innerlich dagegen war sie sogar ihrem Jahrhundert weit voraus — es gab keine Sünde, keine Untreue, keine Abenteuer, die sie nicht schon — in Gedanken begangen hätte. Es kam also nur noch darauf an, sich auch äußerlich den mondänen Formen anzupassen.

„Soll ich mich bubiköpfen lassen?“ fragte Frau Leontine, als sie nachmittags im Kränzchen nicht eingedenk der daraus entstehenden Gefahr für die erstrebte Linie wiederholt zur Schlagabnahme griff. Man fragt bekanntlich je dringlicher, je entschlossener man ist, die Antwort wohl zu hören, ihre Ratschläge aber nicht zu befolgen. Die anwesenden bubibastischen Schönen rieten natürlich eifrig zu. Ob aus ehrlicher Begeisterung möge dahingestellt bleiben.

„Der Bubilöpf ist ja sooo bequem!“

„Man braucht nur alle acht Tage zum Friseur!“

„Rastieren kann man sich selbst, wenn der Mann es nicht sieht!“

Vielleicht war für diese Damen auch nur der Wunsch maßgebend, eine Leidensgefährtin mehr zu haben. Denn — vertraulich — die dauernde Lauferei zum Haarformer ist gar zu kostspielig und zeitraubend, das Rastieren einfach ekelhaft, von den ewigen Spötteleien des Mannes ganz zu schweigen.

Die holde Weiblichkeit, die noch im Besitz eigener und falscher Haare, stimmte ebenfalls für den Bubi — aus Neugierde und in geheimer Schadenfreude auf das bevorstehende Ergebnis.

„Soll ich mich bubiköpfen lassen?“ fragte am Abend Frau Leontine ihren Gatten zum 1002. Male. Worauf er in nieermünder Güte dieselbe Antwort gab, mit der er ohne Ungebuldia zu werden schon 1001mal diese Frage erwidert zu haben glaubte: „Wenn du meinst, daß es möglich ist, daß eine Frau wie du durch den Bubilöpf noch gewinnen könnte, so laß ihn dir schneiden.“

Ja, sie würde gewinnen — unzweifelhaft gewinnen! Endlich, endlich würde sie modern sein, aussehen wie die von ihr beneideten Frauen. Hoch und kühn würde sie den herrschschnittigen Kopf tragen, endlich nicht nur bereit, sondern auch fähig, all die Abenteuer zu erleben, die auskosten bisher nur ihrer Phantasie gelang.

Nunmehr zu allem entschlossen ging es am andern Morgen zum Friseur. Natürlich zum ersten Bubilöschneider der Stadt. Aufatmend sank Frau Leontine in den neuen amerikanischen Sessel. Beschwingt schmeigte sie sich in das schneeige Weiß, während lichte ihr Auge ihr Spiegelbild, zum letztenmal warf sie einen Blick auf den noch vorhandenen Schatz ihrer Haare — spärlich genug war er — erschreckend durchsichtig — nie war ihr die Armlässigkeit ihrer Behauptung so zum Bewußtsein gekommen — nein — es ging vielleicht doch nicht —

Mit einem grellen Schrei fuhr sie empor: „Dalt! Dalt! Hilfe! Hilfe!“

Gelassen ließ der Schneider die Schere sinken.

„Was meinen Sie“, forschte atemlos Frau Leontine, „wird mir überhaupt ein Bubilöpf stehen? Zu meinem runden Gesicht? Bei dem Mangel an Hinterkopf? Ich war eigentlich ganz sicher — aber nun —“

Der Haarkünstler — Menschenkenner genug, um zu wissen, was Frau Leontine hören wollte — entgegnete überzeugend: „Aber selbstverständlich, anädige Frau. Gerade ihrem ein wenig vollen Gesicht würde der Bubilöpf eine neue Note verleihen, und was den Hinterkopf betrifft, meine Gnädigste, so dürfen Sie beruhigt sein, da gibt es ganz andere Damen mit noch weniger Kopf!“

„Nein, nein!“ Frau Leontine schrie angsterfüllt, „nein, nicht! Nicht heute — ich muß es mir noch überlegen.“

„Wie Sie wünschen, meine Allergnädigste. Doch glauben Sie mir, wer einmal in diesem Stuhl gesessen hat, kommt wieder. Das ist wie mit der Ehe, wer einmal verheiratet war, kann es auch das zweitemal nicht lassen.“

Ab rauschte Frau Leontine. Das netzliche Frage- und Antwortspiel legte sich noch einige Wochen fort, dann sah Frau Leontine abermals auf dem amerikanischen Sessel, um sich töpfen zu lassen.

Wieder fiel ihr Blick auf ihr Spiegelbild, abschiednehmend ruhte ihr Auge auf den schütterten Strähnen, die auf dem Altar der Eitelkeit zu opfern sie unwillkürlich bereit war, demütig lenkte sie ihr Haupt, beugte es unter der Schere, deren Schnitt sie mit einem Mal und für alle Zeiten in eine Dame der großen Welt verwandeln würde.

Es war geschehen! Frau Leontine war nicht mehr! An ihrer Stelle stand ein neuer Typus Weib. Einen Augenblick durchzuckte es Frau Leontine: schrecklich — die dicke Figur — der kleine Kopf — grauenvoll — grotesk. Doch der Gedanke war nur flüchtig, so aus dem Unbewußten aufleuchtend, daß er nicht vermochte, ihr Bewußtsein zu trüben.

Stolz hob Frau Leontine den Bubilöpf — wie er auch sei — er gehört nun einmal zu einer modernen Frau!



## Des Kleingärtners Tagewerk im November.

Im Obstgarten. Die teilweise recht segnete Ernte ist vorüber. Schon ruhen die Früchte auf dem Lager in den Überwinterungsräumen. Nun gilt es, die Früchte zu erhalten. Daher sind sie mindestens allwöchentlich einmal, besser noch öfters, durchzusehen und die angefaulten zu entfernen, ehe sie die benachbarten anstecken. Bei mildem, trockenem Wetter sind Tür und Fenster zu öffnen, damit reichlich Luft die Räume durchströmen kann. Bei feuchtem Wetter sollten sie jedoch geschlossen bleiben. Der Überwinterungsraum muß möglichst dunkel gehalten werden, oder, wenn er noch zu anderen Zwecken dient, sind wenigstens die Früchte mit Zeitungspapier zuzudecken.

Die stille Zeit nach der Ernte kann nunmehr der Baumpflege und Neuanpflanzung von Bäumen gewidmet werden. Schöne Herbsttage sind stets die beste Zeit zur Anpflanzung, zumal auch noch die Baumschulen über reiche Auswahl in Bäumen und Sorten verfügen. Gewarnt sei vor einer zu engen Pflanzung. Es kommt weniger auf eine große Zahl von Obstbäumen auf einem Grundstück an, als auf verhältnismäßig wenige, die bei genügend weitem Stand eine gute Entwicklung und damit auch höchste Erträge verbürgen, besonders wenn eine gute Pflege und jahrgemäße Düngung das ihrige dazu beitragen.

Mit dem Winterschnitt der Bäume kann jetzt begonnen werden. Ältere Bäume und Beerensträucher werden ausgelichtet, wobei alles kranke und dürre Holz, sowie die zu dicht stehenden und sich kreuzenden Äste zu beseitigen sind. Die Stämme der älteren Bäume sind von der überständigen Borke und von Moos und Flechten zu reinigen, sowie mit Obstbaumkarbolinicum zu bestreichen. Obstpastiere an eisernen Gerüsten sind von diesen loszulösen, da sonst bei starker Kälte leicht Frostschäden entstehen können. Die Klebgürtel sind auf ihre Klebfähigkeit hin zu prüfen und wenn nötig, damit frisch zu bestreichen, wozu sich der Raupenkeim „Höchst“ wegen seiner langwährenden Frische ganz vorzüglich eignet. Alle jungen Bäume sollen in offenem Boden stehen, damit sie sich recht rasch entwickeln und dadurch die Gewähr bieten, bald zu tragen. Beim Umgraben der Baumschulen junger Zwergobstbäume ist, wenn diese einen starken Holztrieb gemacht haben, darauf zu achten, ob sie nicht etwa zu tief stehen und über der Veredelungsstelle Wurzelknäuel gebildet haben. In diesem Falle sind sie herauszunehmen und höher zu pflanzen. Diese geringe Mühe lohnt bald ein reiches Fruchtansehen. Ferner sind bei jungen Obstbäumen die Baumbänder öfters nachzusehen, ob sie haltbar sind und gut sitzen. Reibungen der Stämmchen an dem Bißal können zu schlimmen Wunden führen.

Im Gemüsegarten kommt jetzt die Zeit der Ernte und Bergung des Gemüses. Wir warten jedoch damit bis zum Eintritt der ersten Kälteperiode, da das Gemüse draußen immer noch am besten aufgehoben ist und die wenigsten Verluste bringt. Es wird dann an einem trockenen, möglichst sonnigen Tage geerntet, damit es recht trocken geborgen werden kann. Nur dadurch beugen wir von vornherein dem Verderben vor. Auf größte Sauberkeit und Entfernen der faulenden Teile ist stets zu achten. Die Wurzelgemüse, namentlich Sellerie, sind in den Gruben im Garten vor den Mäusen zu sichern. Man vergesse dabei nicht, Fallen aufzustellen.

Darauf Sorge man noch, solange der Boden offen ist, daß der Garten instand gesetzt wird. Abgesehen davon, daß ein verwahrloster Garten ein schlechtes Licht auf seinen Besitzer wirft, werden durch die Beseitigung der Gartenabfälle und des Laubes zahlreiche Schädlinge und Krankheitskeime zerstört.

Es ist selbstverständlich, daß die Bohnenstangen, Tomatenpfähle usw. im Interesse ihrer Erhaltung in einen trockenen Raum gebracht werden.

Man vergesse nicht bei dem Umspaten des Landes, es an einem trockenen, windstillen Tag zu kalten. Doch soll der Rast nicht mit dem Stalldünger zu gleicher Zeit, sondern etwa vier Wochen vorher untergebracht werden.

Im Blumengarten werden Blumenzwiebeln (Hyazinthen, Tulpen, Narzissen usw.) gesteckt, ferner Stauden und Ziersträucher gepflanzt. Die hochstämmigen Rosen sind niederzulegen und die Krone mit Erde zu bedecken, bei den Buschrosen

genügt schon vorerst ein Anhäufeln. Tritt starker Frost ein, dann müssen sie noch mit Fichtenzweigen bedeckt werden. Der Rasen sollte vor Eintritt des Winters von Laub und Unrat befreit und die Gartenwege gereinigt werden.

Das Blumenzimmer ist an milden Tagen recht fleißig zu lüften, die Pflanzen jedoch vor Zugluft zu schützen. Von jetzt ab ist nur noch vorsichtig zu gießen und nur soviel Wasser zu verabfolgen, als nötig ist, den Wurzelballen vor dem Vertrocknen zu schützen.

## Der Kleintierhof im November.

Reinlichkeit, gute, warme Stallung und entsprechendes Futter gewährleisten allein das Gedeihen des Viehes. Dem Geflügel sind Weichfutter und Trinkwasser, sobald Frost eintritt, angewärmt aber nicht heiß zu geben, während das Körnerfutter im Schlarraum unter lockere Erde, Sand, Häcksel usw. zu mischen ist, damit es die Vögel suchen müssen und keine Langeweile bei ihnen aufkommt. Ein Staubbad gegen Ungeziefer ist ebenso nötig. Gänse und Enten erhalten als Streu eine möglichst hohe Torf- und Strohschicht, da sie, obwohl Wasservögel, trockene und wärmende Unterkunft verlangen. Die Taubenschläge sind bei schlechtem Wetter erst gegen Mittag zu öffnen, zwar kommen ihre Injassen dabei mit dem Futter etwas kurz, doch schadet dies nichts, weil sie dadurch von unnötigem Nisten abgehalten werden. — Die Kaninchen vertragen trockene Kälte und frische Luft vorzüglich, ja sie bekommen in Freilichtställen sogar die besten Felle und sollen daher nicht verzärtelt werden; Nässe ist ihr Tod, weshalb für guten Urinabfluß gesorgt werden muß. Wird überwiegend trocken gefüttert, so ist abgestandenes Wasser zu reichen, das Weichfutter angewärmt, das Grünfutter frisch, aber nicht gefroren, da es sonst Magenkrankheiten erzeugt. Es soll reichlich und gut gefüttert werden, damit die Häsinnen beim Beginn der Zucht in gutem Zustand sind, doch soll das Füttern nicht zur Mästung ausarten. Die Ziegenställe sind gleichfalls trocken und zugleich warm zu halten, denn die Ziegen sind besonders empfindlich gegen Kälte. Gutes Heu ist das beste Futter; eine regelmäßige Gabe Hafer von Vorteil. Trächtige Ziegen bedürfen eine besonders gute Behandlung, was leider selten geschieht.

## Schädlingsbekämpfung.

Der Herbst ist die beste Zeit für die Vernichtung einer Reihe von Schädlingen. Wir haben dann die beste Gelegenheit, mit einem Schlag gleich eine große Zahl zu vernichten, deren Bekämpfung im Frühjahr oft ungeheure Mühe machen würde. So können wir mit einem einzigen Eierling des Ringelspanners 200 der gefährlichen Raupen, die daraus entstehen würden, mühelos erledigen. Dasselbe gilt von den Raupenestern des Goldfäfers, an der Spitze der Kronenzweige, sowie den zusammengesponnenen Blättern, die häufig die kleinen Raupen des Baumweiblings beherbergen. Auch die zunderähnlichen Häuschen, die bis zu 400 Eierchen des Schwammspinners beudecken, sind an den Ästen, Stämmen und an den Holzteilen der Einfriedigungen aufzufuchen. Man kann das Gelege mit einem Meißel oder Messer leicht abheben. Es ist durch Feuer zu vernichten. Handelt es sich um die Bekämpfung im groben, dann trinkt man sie mit Petroleum, wozu man sich am vorteilhaftesten eines Ölfännchens, wie man es gewöhnlich zum Schmieren der Nähmaschine braucht, bedient. Um der Schildkröten, deren verschiedene Arten die Stämme und Äste des Apfels, Birnbäume und des Steinobstes in ungeheurer Zahl beleben, Herr zu werden, sind die stärkeren Teile abzubürsten mit der Baumkrabe von der abgestorbenen Rinde zu befreien. Rasch ist in diesem Falle, möglichst alle Lücken auf den Boden zu legen, um die entfernen Teile, die zu verbrennen sind, leicht sammeln zu können. Jüngere Stämme bestreicht man mit 40prozentigem wasserlöslichem Obstbaumkarbolinicum. — Zur Bekämpfung der verschiedenen Pilzkrankheiten, wie Schorf (Fusicladium), Postfäule (Monilia) und Peronospora, hat sich ein Bespritzen mit 1prozentiger Kupferalkali-Lösung, diesem Alkalimittel, vorzüglich bewährt. Versuche im groben ergaben, daß die verschiedenen Krankheiten im nächsten Jahre verschwunden waren und die Bäume allmählich eine größere Fruchtbarkeit zeigten.